

Zum Nächsten werden

Predigt am 26. August 2018 mit Lukas 10,25-37

Als ich klein war, so erzählt der israelische Schriftsteller Amos Oz in seiner „Geschichte von Liebe und Finsternis“, „als ich klein war, brachten meine Eltern mich manchmal in Edi Rogozniks Photoatelier. Dort stand ein riesiger Muskelprotz, ein Pappriese. Eine winzige Badehose spannte sich um seine Stierlenden, er hatte Berge über Berge von Muskeln, und seine mächtige behaarte Brust schimmerte bronzefarben. Dieser Pappriese hatte an Stelle des Gesichts ein Loch, und hinter ihm stand ein kleines Treppchen. Ich wurde aufgefordert, den Helden von hinten anzugehen, zwei Stufen des Treppchens zu erklimmen und meinen kleinen Kopf Richtung Kamera durch das Gesichtslöch dieses Herkules zu stecken. Bitte lächeln, nicht bewegen, nicht blinzeln, und dann drückte Edi Rogoznik ab. Zehn Tage später holten wir die Photos ab, auf denen mein kleines, blasses Gesicht hoch auf dem sehnigen Stierhals dieses Herkules saß. Und Amos Oz resümiert: So lade jede gute Geschichte ein, den Kopf durch die eine oder andere Edi-Rogoznik-Figur zu stecken.

Ein solches literarisches Meisterstück ist auch Jesu Gleichnis vom Barmherzigen Samariter. Es lädt Leserinnen und Hörer ein, den Kopf durch die eine oder andere Edi-Rogoznik-Figur zu stecken. Welche Figur aus dieser Geschichte würden Sie wählen, um sich darin zu zeigen? Den Priester? Den Leviten? Jene beiden, die vorübergehen? Natürlich nicht! Die taugen nicht zur Identifikation. So will keiner von uns gesehen werden. Lieber wie jener Samariter? Ja, das würde ich wohl gerne, aber ich ahne: Mich in dieser Figur zu sehen – das ist mir eine Nummer zu groß. Ich bin kein moralischer Herkules.

Viel näher liegt es, sich hineinzusetzen in die eigentliche Hauptperson dieser Geschichte. Das ist nicht der Samariter, auch wenn der gängige Name des Gleichnisses das nahelegen scheint. Doch der tritt erst spät in die Erzählung ein. Auch die andern, der Priester, der Levit, und erst Recht die Räuber sind doch nur Passanten, die kommen und gehen. Die Hauptperson dieser Geschichte ist von Anfang bis Ende der, der unter die Räuber gefallen ist.

Mit seinem Gleichnis antwortet Jesus einem Gesetzeslehrer auf die Frage, wer denn sein Nächster sei, den er lieben soll? Eine berechtigte Frage, nicht wahr? Wir können doch nicht jedem helfen. Nicht jedem Bettler am Straßenrand etwas geben? Nicht jeden Migranten in Deutschland aufnehmen? Nicht jedem Kind in Afrika helfen?

„Wer ist denn mein Nächster?“ So fragt der Gesetzeslehrer. Und Jesus? Statt ihm eine Definition zu liefern, erzählt er ihm und uns eine Geschichte, die beginnt so: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen.“

Da liege ich am Wegesrand, im Staub, halb nackt, blutverschmiert am ganzen Leib, die Augen geschwollen, die Nase gebrochen, nur halb bei Bewusstsein, jeder Knochen tut mir weh.

Alles, was ich bei mir hatte, mein Geldbeutel, meine Waren, die ich auf dem Markt in Jericho verkaufen wollte, alles geraubt. So liege ich hier im Staub am Wegesrand, die Mittagssonne strahlt unerbittlich, weit und breit keine Menschenseele.

Da höre ich Schritte, die näher kommen. Um Hilfe zu rufen, bin zu schwach. Ein Mann kommt näher, hält inne, bleibt stehen, ich kann aus meinen geschwollenen Augen seine Füße sehen. Nur einen Moment, dann höre ich, wie sich die Schritte wieder entfernen. Stille, endlose Stille. Leise weine ich in mich hinein vor Schmerz, vor Zorn, vor Angst.

Da, waren da wieder Schritte? Ja, ich höre es genau. Vorsichtig schleichen sie näher, stehen still, dann entfernen sich die Schritte. Stille, endlose Stille. Mit geschlossenen Augen liege ich da, in mich zusammengekrümmt. Wird es lange dauern, bis ich sterbe?

Was ist das? Von Ferne höre ich das Klappern von Hufen? Ein Esel? Ein Maultier? Ein Pferd? Das Klappern kommt näher. Schritte kommen auf mich

zu. Ohne die Augen zu öffnen spüre ich, wie sich einer zu mir herabbeugt. Für einen Moment verschwindet er wieder, kehrt zurück, eine Flasche in der Hand. Er öffnet sie. Ich spüre, wie der Fremde mich berührt. Mit flacher, feuchter Hand streicht über meine Wunden. Öl auf meiner Haut. Im ersten Moment brennt es, doch schon bald spüre ich, wie der Schmerz ein wenig nachlässt. Dann hebt mich der Fremde mit beiden Armen an und trägt mich behutsam.

Mit kräftigem Schwung hebt er meine Beine hoch an und setzt mich auf den Rücken eines Tieres. Vorn übergebeugt hänge ich und schlinge beide Arme um den Hals des Tieres, um nicht herunterzurutschen. Dann setzt es sich langsam in Bewegung. Jeder Schritt, jeder Tritt tut mir weh. Ich liege auf seinem Rücken und dämmere vor mich hin.

Nach einer Weile höre ich aus der Ferne Stimmen. Sie kommen näher. Dorfplärren? Die Stimmen werden lauter. Dann halten wir an. Mehrere Arme heben mich vorsichtig vom Rücken des Tieres. Sie tragen mich ein ganzes Stück. Stufen hinauf, in ein Haus? Behutsam legen sie mich ab. Ich spüre, wie mir jemand einen Becher an die Lippen setzen. Ich trinke gierig. Tropfen rinnen über Kinn und Wangen. Nach wenigen Minuten bin ich eingeschlafen.

Als ich am nächsten Morgen erwache, liege ich auf einer Pritsche. Ich schaue mich um. Ein Gasthaus? Nicht gerade besonders sauber hier. Von der Straße und aus der Gaststube dringt der Lärm von Zechenden und Würfelspielern herauf. Tatsächlich, ich bin in einem Gasthaus gelandet.

Ein Mann tritt ein. Nach wenigen Worten zeigt sich, wer er ist: ein Kaufmann auf Geschäftsreise. Er hat mich gestern am Wegrand aufgelesen. Er bringt mir etwas zu essen. Weil ich den Löffel nicht selber halten kann, hilft mir der Fremde. Währenddessen erzählt er, was passiert ist, wie er mich gefunden und hierher gebracht habe. „Du hast mir einfach leidgetan“ sagt er. Dann holt er eine Schüssel mit warmem Wasser und wäscht meine Wunden und verbindet sie.

Als dieser Fremde, ein Samariter, wie ich nun erfahre, ausgerechnet ein Samariter, ein verfeindeter Ausländer, als er den Raum verlässt, rufe ich ihm, so laut ich eben kann, hinterher: Danke! Tausend Dank! Dann liege ich wieder auf meiner Pritsche, mit geschlossenen Augen. Noch immer tut mir alles weh, doch da ist vor allem eines: Tiefe Dankbarkeit.

Ich sollte ihn nie wiedersehen, diesen Mann. Er reiste noch am gleichen Tag weiter. Wie ich später vom Wirt des Gasthauses erfuhr, nicht ohne weitere Vorsorge. Nach der ersten Hilfe, die er mir geleistet hatte, sorgte er dafür, dass der Wirt die weitere Pflege übernahm. Da ich selbst ausgeraubt worden war und keinen Pfennig besaß, hatte der Fremde die Kosten für meine weitere Versorgung übernommen. Das werde ich ihm nie erstatten können. Ich werde dem Fremden wohl nie wieder begegnen. Das einzige, was mir bleibt: Dankbarkeit, tiefe Dankbarkeit.

Schwester und Brüder, „*Wer ist denn mein Nächster?*“ So hat der Gesetzeslehrer gefragt. Am Ende seiner Geschichte kommt Jesus auf diese Eingangsfrage zurück. Doch er kehrt sie um, nicht: „*Wer ist denn mein Nächster?*“ Sondern: „*Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war?*“ Jesus kehrt die Ausgangsfrage um. Er fordert den Gesetzeslehrer heraus, sich in die Rolle des Opfers zu versetzen. „*Wer ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war?*“

Der Nächste in diesem Gleichnis ist nicht das Opfer, sondern der Helfer. Der, der dem Opfer zum Nächsten wird, ist der Samariter. Die Frage ist nicht mehr, wer mein Nächster ist. Und das heißt doch immer auch: Und wer nicht? Es geht darum, wem ich zum Nächsten werde, von wessen Not ich mich anrühren lasse?

Wenn ich mein Gesicht in die Figur des Opfers hineinsetze, dem geholfen worden ist, so mag mich die Hilfe, die ich erfahren habe, dazu bewegen, einem anderen in seiner Not zu helfen. Zum Nächsten kannst du werden, wo du dich anrühren lässt von der Not anderer, nicht aus moralischem Pflichtgefühl, sondern aus tiefer Dankbarkeit.

„*Wer ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war?*“ „*Der die Barmherzigkeit an ihm tat.*“ „*So geh hin und tu desgleichen!*“ Amen.

Anmerkung

„Hauptperson ist der Überfallene; nur er ist direkt oder indirekt in jeder Szene präsent. Aus seiner Perspektive wird die Geschichte erzählt, und mit ihm soll der erzählte Hörer [der Gesetzeslehrer] sich identifizieren.“ (Michael Wolter, Das Lukasevangelium, Tübingen 2008, S. 395).

Das Motiv der Dankbarkeit betont Hans Graf von Lehndorff, Vom Sinn der Barmherzigkeit in der modernen Welt, in: Bethel. Beiträge aus der Arbeit der v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld, Heft 5, Juli 1969, S. 22.